

NDR (Radio 3) vom 23. März 1999

Ein bißchen Tragödie, ein bißchen Grotteske

Peter Schneiders neuer Roman »Eduards Heimkehr«

Von Hans-Georg Soldat

Wieviele Berliner Wissenschaftler mag es in den USA gegeben haben, die sich über ihr eheliches Sexualleben ebenso viele Gedanken machten wie über den Zustand ihres Landes kurz nach der Wende, ein unverhofftes Erbe im früheren Ost-Berlin antreten sollten und just zur gleichen Zeit, wie bestellt zur Heimkehr, den Ruf an ein »Institut für Molekularbiologie« in Berlin-Buch erhielten? Einzig Eduard, den neuromantisch angehauchten Zeitgenossen aus Peter Schneiders neuem Roman.

Andererseits: Wenn das Erbe aus einem besetzten Haus im früheren Ost-Berlin besteht, nickt man als alter Berliner nur mit dem Kopf, wenn der ahnungslose Held zur Begrüßung gleich mit Leuchtschurmunition beschossen wird. Wer weiß auch nicht sofort, daß der militante autonome Kern aus dem Ruhrpott oder Stuttgart, aus dem früheren West-Berlin, Birmingham oder Dublin kommt – beispielsweise. Ist es noch was besonderes, daß der saturierte Rechtsanwalt, der nun Eduard vertritt, als früheres Mitglied einer maoistischen Gruppierung beschrieben wird? Kann man sich überhaupt noch über irgendwas heutzutage wundern?

Peter Schneider kann. Und er läßt den Leser an seinem filmreifen, selbstironischen Verwundern teilhaben. Natürlich darf man an diese grundsätzliche Seifenopermixtur nicht mit der Logik des Mißtrauens herangehen, dann fallen einem immer mehr Brüche auf. Was soll man auch davon halten, daß der Großvater, dem Eduard sein Erbe verdankt, ausgerechnet einer jener guten Deutschen war, die versuchten, nach 1933 den Juden zu helfen, so eine Art Mini-Schindler? Muß der gutwillige Enkel partout versuchen zu erforschen, ob nicht vielleicht

»Gewalt« in den Genen angelegt sein könnte, was ihn in den Augen ideologischer Gegner gleich in die Nähe der Nazis rückt? Ach, wie zum Ausgleich läuft nebenbei noch eine kleine Liebesgeschichte, die bequemerweise verläppert, ehe sie Probleme verursacht.

Das alles – Liebe wie Räuberpistole – geschieht, wird reflektiert, erinnert und auf die Schippe genommen in der aufgeheizten Stimmung der Nachwendezeit, bestimmt vom mentalen Kampf Ost contra West und umgekehrt. Ostalgie gegen Manchester-Kapitalismus – wir kennen die Atmosphäre, vergiftet von falschen Alternativen, von Abwicklung, Evaluierung, Vereinigungskriminalität und äußerst langsam sich entwickelnder Rechtsstaatlichkeit nur zu genau.

Tatsächlich ist es weniger die bunte, überbordende Handlung, halb Tragödie, halb Grotteske, die an dem Buch fasziniert. Es ist vielmehr die Fülle genauer Beobachtungen von Menschen und Dingen in einer ungemein verdichteten, präzisen Sprache, die einen trotz allem in Bann zieht. Berlin und seine Politik kommen nicht gerade gut dabei weg – und doch ist der Roman eine indirekte Liebeserklärung an die Stadt, den abweisenden Charme der Bauten, an ihren Aktionismus wie ihre Provinzialität, und besonders an ihre Menschen und deren ruppige Mentalität. Peter Schneider ist unerbittlich – doch spürt man stets, wie verbunden er ihnen ist, wie gut er sie kennt und daß er sie mag. Es sind meisterhafte Miniaturen.

Schließlich die Kulturszene der Stadt – es ist mehr als lesenswert, wie Peter Schneider sie bissig und tolerant zugleich dem Leser präsentiert. Durchaus ambivalent treibt da ein Theo sein Wesen, der in vielen Zügen an Heiner Müller erinnert. Peter Schneider wäre kaum der streitbare Essayist, als den man ihn kennt, wenn er den Kult um ihn nicht zu einer geschliffenen Attacke gegen eine ganze Germanistenschule besonders in den USA benutzte. Man liest's mit diebischer Freude. Wobei es zu den Doppelbödigkeiten des Buches gehört, daß der Kultur nicht mehr Raum gegönnt wird als der lebendigen Kneipenszene Berlins, die sich in starker Bewegung befindet: »Ich denke gar nicht daran«, meint Pinka, die Wirtin von Eduards Stammkneipe im alten West-Berlin, »meine Küche auf Soljanka-Suppen umzustellen,

nur weil die Kollegen vom Prenzlauer Berg für die Überläufer von hier überteuerte Spaghetti al dente anbieten. In zwei Jahren, wenn der erste Reiz des Grauens verflogen ist, sind meine Gäste alle wieder hier.« Diese Prophezeiung allerdings ist nicht eingetreten.

Daß es auch noch so eine Art Happy-End für die persönlichen und politischen Irrungen und Wirrungen Eduards gibt, kommt am Ende nicht unerwartet. Dieser Schluß ist im wahren Wortsinne umwerfend, so logisch oder unlogisch wie alles in diesem Buch, sicher gesetzt, pointengenau: beste Schule der amerikanischen Short-Story.

Und natürlich wird er hier nicht verraten.

Peter Schneider: »Eduards Heimkehr«. Roman. Rowohlt • Berlin Verlag 1999.
406 Seiten; 45 DM